

Zeit über die alten Germanen und über das klassische Werk des Tacitus geschrieben worden, und in vielen Punkten ist die Wissenschaft über Müllenhoff hinaus vorwärts geschritten. Aber in ihrer Gesamtheit ist sein *Germania*-Kommentar in seiner gehäuften Gelehrsamkeit immer noch eine unschätzbare Fundgrube des Wissens über das germanische Altertum.

Heidelberg.

J. Hoops.

Hermann Paul, Deutsche Grammatik. Band V, Teil V: Wortbildungslehre. Halle, Niemeyer. VI, 142 S. 8°.

In dem vorliegenden Bande, mit der aufopfernden Hilfe von Frau Charlotte Löwenfeld, ist es Paul gelungen, seine Deutsche Grammatik zu Ende zu führen. Wir wünschen ihm von Herzen Glück zu diesem Gelingen, dass es ihm vergönnt war, die erste wissenschaftliche vollständige Grammatik des Nhd. zu schaffen. Man braucht nicht von Jeitteles von vornherein ungenügendem Versuch einer nhd. Wortbildungslehre herzukommen, man kann von Wilmanns herkommen und doch überwältigt sein von der den Reichtum der Erscheinungen wirklich ausschöpfenden Fülle, die Paul über uns ausgießt, von der bis ins Feinste hinein unterscheidenden Schärfe der Beobachtung. Um wenigstens einige Beispiele zu geben, hebe ich etwa die Sammlung von tautologischen Zusammensetzungen in § 15 hervor, § 17 mit seinen syntaktischen Verbindungen, die der Zusammensetzung nahe stehen, die Anmerkungen von § 31, die unfeste Vokalcomposita an Stelle fester belegen, § 35, in denen wirkliche oder scheinbare Zusammensetzungen von Verben mit Substantiven behandelt werden, die Anmerkungen S. 71, die dem Geschlecht und der Form des Suffixes *-nis* gelten.

Ziemlich zahlreich sind im vorliegenden Bande die Erklärungen einzelner Erscheinungen, stets wohl erwogen, selten zum Widerspruch auffordernd. Von den neueren Anschauungen über die Unterdrückung funktionslos gewordener Bestandteile hat Paul keinen Gebrauch gemacht. Gern sähe man eine Besprechung des Typus *Oclzweig* aus *Oclbaumzweig*, dessen grosse Bedeutung nach meinen Bemerkungen (Zs. d. Allg. D. Sprachv. 1917, Sp. 12) jüngst Miedel nachgewiesen hat, und eine Erörterung der Frage, weshalb es *Kohlezeichnung*, *Brigadestab*, aber *Kohleneimer*, *Orangenschale* heisst. Die Entsagung S. 12, es sei in dem Schwanken zwischen echter und unechter Komposition kein Prinzip zu erkennen, scheint mir zu weit zu gehen. Ich verweise auf die Darstellung in meiner „Deutschen Sprache“ S. 260. *Augapfel*, aber *Augenbraue*, *Augenlid* hängt wohl damit zusammen, dass *Augapfel* meist im Sgl., die beiden anderen meist im Pl. erscheinen; *Herzbruder* ist ältere, *Herzenskind* jüngere Bildung; westmd. *Aepfelwein* erklärt sich wohl daraus, dass westmd. schon der Sgl. *Aepfel* begegnet. S. 13: dass *s* in *-ungs*, *-heits* zuerst im Nd. aufträte, ist eine immer wiederholte Behauptung, deren Recht ich entschieden bestreite (s. m. Gesch. d. dtsh. Spr. S. 322). S. 19: *Schönschrift*, *Tiefbau* möchte ich nicht als eine Verbindung von Adj. + Subst., sondern als Ableitung von *schön schreiben*, *in die Tiefe bauen* auffassen. S. 104: die Bildungen *fürchterlich*, *lächerlich*, *weinerlich* kann ich nicht so sonderbar finden; *lächerlich* geht aus von *lächern*; *lächerlich*, *ärgerlich*,

jämmerlich, *schauerlich* sind die Vorbilder für *fürchterlich* und *weinerlich* gewesen; bei *leserlich* hat vielleicht *erinnerlich* Pathe gestanden.

Sehr dankenswert wäre es gewesen, wenn die hilfreichen Hände und Augen dem Buche zu vollständigeren Literaturnachweisen verholfen hätten.

Giessen.

O. Behaghel.

Friedrich Wahnschaffe, Die syntaktische Bedeutung des mittelhochdeutschen Enjambements. Berlin 1919. VIII u. 215 S. 8°. (Palaestra 132.)

In einer fleissigen, methodisch angelegten und sorgfältig abwägenden Untersuchung prüft Wahnschaffe die Frage, inwieweit die Abtrennung von Satzteilen, die uns zunächst als Enjambement erscheint, bedingt oder gefördert ist durch syntaktische Pausen. Soweit die Antwort negativ ausfällt, ist die Darstellung immerhin ein lehrreicher Beitrag zur Metrik, zur stilistischen Technik. Zu einer positiven Antwort kommt W. im ersten Abschnitt. Hier erörtert er die Fälle, wo ein Nomen vom zugehörigen Verbum abgetrennt und im eigenen Vers durch Relativsatz ergänzt wird (er lerte siniu chint Dei zouber dei hiute sint). Er prüft zu dem Zweck das Verhältnis der zweifelhaften Fälle zu der Zahl der sicheren Enjambements und kommt zu dem Ergebnis, dass der notwendige Relativsatz vom übergeordneten nicht durch eine Pause geschieden war. Der Beweis ist nicht besonders schlagend. W. legt Gewicht auf die Kaiserchronik: „mit ihren rund 17 000 Versen hat sie kein einziges hart abgetrenntes Nomen. Dem gegenüber stehen drei relativische Fälle“; aber S. 145 sagt er selbst: „bei H. von Veldeke verschwinden die vier Beispiele ganz in der Masse der 13 500 Verse der Eneit“; der Zufall kann hier zu leicht eine Rolle spielen. Auch die Betrachtungen, die über das Notkersche Anlautgesetz angestellt werden, sind nicht unbedingt beweiskräftig. Aber es ist doch etwas an der Sache. Es ist höchst seltsam, dass W. grosse Stücke Notkers durchgearbeitet hat und nicht auf den Gedanken gekommen ist, zu fragen, ob nicht dessen Satzzeichen ganz unmittelbar Auskunft über die Pausen vor Relativsatz geben. Ich habe meinerseits in Pipers Ausgabe Bd. I, S. 70—150 durchgesehen und folgendes festgestellt: N. trennt im allgemeinen Hauptsatz und Nebensatz durch seinen Punkt. Aber neunmal geht dem Relativsatz kein Punkt voraus. Der Relativsatz ist einmal ein nicht notwendiger: 144, 28 *sinen scaz tes imo niomer follun neduncket. nehufoe*, achtmal ein notwendiger. Einer von diesen ist von seinem Nomen durch ein anderes Wort getrennt: 104, 28 *die dia einunga wissin diu wider imo gitan was*. Der unmittelbare Anschluss erfolgt fünfmal an ein Pronomen: 103, 12 *daz tie die dārana warin . . .*, 111, 15 *alle die astronomiam chunnen*, 116, 23 *daz ten der sih ouh also anazocchota*, 119, 30 *al daz si fone dien rebus saget*, und — besonders wichtig — 121, 3 *fone diu wizist. al daz si nu sprechen wile*, zweimal an ein Substantiv: 103, 28 *waz ist nu der rihtuom der sie gnuhtige tuon solta*. Daneben stehen zahlreiche Fälle, wo der Punkt vorausgeht: die Masse derjenigen, wo der Anschluss des Relativsatzes an das Nomen oder Pronomen kein unmittelbarer ist, oder wo

der Relativsatz kein notwendiger ist, aber auch Beispiele, wo der notwendige Relativsatz sich unmittelbar anschliesst, wie 103, 22 unde die. dero ir wanent walten, 105, 19 daz selba. daz er andermo tuot, 107, 3 wirde. die wir. Man darf eben die Frage nicht so stellen: Treten bei einer bestimmten Art der Satzverknüpfung Pausen ein, oder treten sie nicht ein, sondern: Können sie eintreten? müssen sie eintreten? (Vgl. meine Gesch. d. dtsh. Spr. 101.)

Es gibt aber auch eine mhd. Handschrift, die in ähnlicher Weise wie Notker Interpunktionen setzt: die von A. Keller herausgegebenen Gesta Romanorum; auch sie wären für unsere Frage heranzuziehen. Ich verzeichne folgendes Beispiel als Seitenstück zu N. I, 121, 3: S. 31 der da ein güt oppfer oppfern wil. dem der sich durch unsern willen geopffert hat.

In einem zweiten Abschnitt stellt W. fest, dass bei der Abtrennung attributiver Adjektiva und Pronomina wirkliches Enjambement, keine syntaktische Pause vorliegt. Wenn W. den Vers: do schieden sich die zwene | recken lobelich meint übersetzen zu dürfen: da trennten sich die zwei, die löblichen Recken, so ist das einfach falsch; es könnte vor *recken* der Artikel nicht fehlen.

Später will W. die Abtrennung des Infinitivs z. B. von wil, sol, muoz dadurch rechtfertigen, dass hier dem Infinitiv ein Objektcharakter zuteil werde, indem die ursprüngliche Wortbedeutung wieder zutage trete. Aber germ. *motan* kommt überhaupt kein wirkliches Objekt zu, und dem Verbum *sculan* nur in Bedeutungen, die in jenen Fällen der Abtrennung unmöglich zutage treten können.

Die Endstellung des *daz* vor einem scheinbaren Nebensatz will W. fürs Frühmhd. dadurch erklären, dass hier Hauptsätze mit Endstellung des Verbs vorlägen. Aber Ava 230, 25, Eilh. IX, 172, En. 9642 können unmöglich Hauptsätze sein. Einverstanden bin ich mit der Feststellung, dass die Fälle von Los-trennung des Relativs von seinem Satz kein Rest sind von einer ursprünglichen Zugehörigkeit des Pronomens zum Hauptsatz.

Giessen.

O. Behaghel.

Dr. Erich Lichtenstein, Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionnaire. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Heidelberg, Winter, 1915. (Waldbergs Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 8.)

Die vorliegende Untersuchung von Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionnaire bedeutet eine wertvolle Förderung unserer Kenntnis der Entwicklung und Formung der Weltanschauung der Aufklärungszeit, wertvoll besonders durch die Schärfe und Klarheit, mit der hier psychologische wie Weltanschauungsprobleme, Charaktere wie Ideenkomplexe gesehen, durchdacht, durchfühlt und dargestellt werden. Man hat die bei Erstlingsarbeiten so seltene, aber um so wohlthuendere Empfindung, dass hier ein reifer Geist am Werke ist, der äusserlich wie innerlich seinen Stoff nicht nur völlig beherrscht, sondern ihm auch im Urteilsvermögen auf Grund reichster innerer Bildung und geübten Geschmacks gewachsen ist. Nachdem ein einleitender Abschnitt durch eine Charakteristik Bayles und seines Hauptwerks und ein knappes Bild von Gottscheds philosophischen Bestrebungen (hier S. 16

eine feine psychologische Analyse der inneren Zwiespältigkeit der an der Wende einer neuen Zeit stehenden Aufklärungsphilosophen) das Fundament gelegt hat, behandeln vier Kapitel Entstehung und Wesen von Gottscheds Bayle, Theologie und Philosophie, Literatur, Nationalismus. Den vorsichtig abwägenden Darlegungen, die der Verfasser der strittigen Frage nach dem Umfang der Originalität Gottscheds im Hinblick auf Gedanken und Ausführung des deutschen Bayle widmet, kann man unbedenklich zustimmen (gute Bemerkungen über die Sprache des Werks finden sich hier S. 36—41). Die drei theoretischen Kapitel lassen aus dem Werke ein Bild der Anschauungen Gottscheds als eines Hauptrepräsentanten unserer deutschen Aufklärung entstehen, das wesentlich deutlicher und farbenreicher ausfällt, als es frühere Forscher gezeichnet haben. Der theologisch-philosophische Abschnitt führt tief in das Innerste der Gottschedschen Persönlichkeit, zeigt seine nüchterne und phantasielose Natur, seine Halbheit und eigenartige Harmlosigkeit den ernstesten Problemen gegenüber. Seine literarisch-ästhetischen Bestrebungen wiederum erscheinen aufs engste mit der starken pädagogischen Ader seines Wesens verkoppelt, und hier konnte seine Zeit seinem ausgeprägten Sinne für Ordnung und Uebersicht wichtige reformatorische Förderung verdanken, wenn er auch nur der bald überholte Vorläufer grösserer Genien gewesen ist, dessen Anschauungen neu auf den Schild zu erheben nur der beschränkten Verhimmelungstendenz eines Reichel einkommen konnte. Der amüsische Mann, der stets nur Mittelmässigkeit und Nüchternheit schätzte und gegen alles Höhere Misstrauen und Abneigung empfand, forderte von der Poesie nur Erbauung und Belehrung: sein Verhältnis zu den Schweizern ist die notwendige Konsequenz seiner Persönlichkeit, die ihm eine an allem wahrhaft Künstlerischen blind vorübergehende, ganz einseitige Schätzung dichterischer Individualitäten nahelegen musste. Wichtig ist seine Behandlung literarhistorischer Dinge (S. 113—124), die ihn teilweise wieder von vorteilhafteren Seiten zeigt als seine Bemühungen um die Reform der deutschen Schaubühne. Die Betrachtung der sprachlichen Ansichten und Bestrebungen führt wie von selbst von dem literarischen Gebiete ins nationale hinüber, das im deutschen Bayle eine grosse Rolle spielt, indem hier mit Liebe und Fleiss alle Tugenden der Deutschen in helles Licht gestellt werden und jede Geringschätzung unseres Wesens von seiten des Auslandes energisch zurückgewiesen wird. So konnten die fesselnden Darlegungen des Verfassers mit Recht in dem Satze ausklingen (S. 149): „Gottscheds Vaterlandsliebe war das formende Prinzip seines Lebens“.

Jena.

Albert Leitzmann.

Otto Fraude, Heinrich von Kleists Hermannsschlacht auf der deutschen Bühne. Kiel, Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater, 1919. 95 S. 8°.

Einleitend bespricht der Verf. kurz den Gang der Handlung und die wichtigsten Charaktere dieses Dramas, das so recht die realistische Seite in Kleists Schaffen offenbart, das geschrieben wurde aus leidenschaftlichem Hass gegen den Unterdrücker, ein Lied des Völkerhasses, das gerade heutzutage neue problematische Bedeutung gewonnen hat.